

Wann sind wir wieder „frei“?

Die Rolle der Eltern im Leben ihrer erwachsenen Kinder

TEXT: CORA HALDER

Als ich gefragt wurde, ein Gesprächsthema für die Tagung „Frei sein“ vorzuschlagen, kam mir sehr bald das „Frei sein“, die wiedergewonnene Freiheit der Eltern nach dem Auszug ihres Sohnes oder ihrer Tochter mit Down-Syndrom, in den Sinn: die Rolle der Eltern im Leben ihrer erwachsenen Kinder.

Der folgende Beitrag ist weder eine wissenschaftliche Abhandlung noch ein fundierter Artikel, sondern eher eine Gedankensammlung, ein Denkanstoß für eine Diskussion. Ergänzt wird er durch Meinungen anderer Eltern, die ich zu diesem Thema befragt habe, und Bemerkungen sowie Erfahrungen, die im Gespräch mit den Teilnehmern/-innen bei der Tagung selbst nach vorne kamen.

Am Anfang viele Bedenken

Als damals meine Tochter Andrea geboren und uns die Diagnose Down-Syndrom übermittelt wurde, schwirrten mir die verschiedensten Gedanken durch den Kopf, zum Teil dunkle, beängstigende Vorstellungen von dem Leben, das mich jetzt erwartete. Noch ganz genau kann ich mich beispielsweise an folgende Befürchtungen erinnern:

- Nie werde ich mehr lachen können.
- Urlaub machen wäre wohl nie mehr möglich.
- Zurück in den Beruf, überhaupt einer Arbeit außer Haus nachgehen – bestimmt undenkbar
- ... und ein Leben lang hätte ich jetzt eine Last zu tragen. Ich würde nie mehr unbekümmert, dafür immer gebunden sein. Ich würde nie mehr „frei sein“.

Das ist jetzt 33 Jahre her, ich hatte keine Ahnung von Down-Syndrom, wusste nichts über solche Familien, Integrationsbestrebungen waren weitgehend unbekannt. Heute kann ich sagen, die Horror-szenarien haben sich nicht bewahrheitet. Zum Glück.

Gibt es da nichts zum Lachen?

Denn das Lachen kam trotzdem zurück in unser Leben. Vielleicht nicht gleich in den ersten Tagen nach der Geburt, aber doch

bald danach. Bis heute haben wir viel Spaß, wir lachen viel mit und um Andrea. Genauso gern lacht sie selbst und bringt andere mit ihren Bemerkungen und Witzchen zum Schmunzeln, zum Staunen und zum Lachen. Dass es uns auch mal zum Weinen zumute ist, sollte nicht verschwiegen werden. Doch das Lachen ist uns nicht vergangen, ganz im Gegenteil.

Nie mehr Urlaub?

Zusammen mit unserer Tochter lässt sich gut Urlaub machen. Unzählige Reisen haben wir und habe ich mit ihr gemacht. Und die waren immer schön, sehr schön sogar. Es passierten Dinge, die uns sonst nie passiert wären, viele schöne Erlebnisse, die wir in Tagebüchern, in Artikeln und mit Fotos festgehalten haben.

Meine Tochter reist mit ihrem Vater, ihrer Schwester, mit Freunden und Bekannten; sie macht Städtereisen, Familienbesuche und kommt mit zum Pilgern.

Außerdem hatte ich selbst immer wieder die Möglichkeit, allein oder mit anderen zu verreisen, ohne sie. In meinem speziellen Fall kann ich sogar behaupten, dass ich ausgerechnet durch das Down-Syndrom meiner Tochter viel mehr gereist bin, als wenn sie ohne das Syndrom geboren wäre. Denn meine Arbeit in der DS-Welt bot mir immer wieder die Gelegenheit, im In- und Ausland zu reisen.

Meine anfänglichen Bedenken, immer zu Hause sitzen zu müssen, nie mehr reisen zu können, haben sich also nicht bewahrheitet.

Wieder arbeiten?

Und als Mutter eines Kindes mit einer Besonderheit wie das Down-Syndrom wieder einer Arbeit nachgehen? Auch das gelang wieder. Nach einigen Jahren Kinderpause, die nicht einmal direkt mit dem Down-Syndrom zu tun hatte, stand ich wieder voll und ganz in der Arbeitswelt.

Aus Gesprächen mit vielen Müttern, bald nach der Geburt ihres Kindes, weiß ich, dass manch eine sich fragt, ob eine Rückkehr in den Beruf überhaupt denkbar ist. Beruhigend kann ich antworten, dass heute die allermeisten Mütter schon sehr bald wieder eine Arbeit aufnehmen. Ein Kind mit Down-Syndrom zu haben und einem Beruf nachzugehen, auch das ist also möglich.

Mir ist selbstverständlich klar, dass die Situation in den Familien sehr verschieden sein kann. Wenn das Kind zusätzlich große gesundheitliche oder andere Probleme hat, ist Urlaubmachen eventuell nicht so einfach und der Weg zurück in den Beruf erschwert.

Eine lebenslange Last?

Kommen wir zu meinem letzten Bedenken: eine Last tragen zu müssen – ein Leben lang. Nie mehr „frei“ sein. Immer angebunden. Nicht die Freiheit zu haben, tun und lassen zu können, was man will.

Diesen Punkt kann ich auch nach 33 Jahren nicht so eindeutig abhaken. Da ist sicherlich etwas dran, und so habe ich mir in Vorbereitung zu dieser Tagung genauer überlegt: Welche Rolle spiele ich jetzt noch im Leben meiner Tochter und welche Rolle spielt sie in meinem Leben? Was ist mit der Freiheit der Eltern? Wie frei sind denn Eltern, wenn der erwachsene Sohn oder die erwachsene Tochter von daheim ausgezogen ist?

Erzogen zur Selbstständigkeit

Bis zu diesem Zeitpunkt waren wir ganz schön angebunden. Wir haben alles getan, damit unser Kind so selbstständig wie möglich wird. Zwanzig, dreißig Jahre haben wir auf diesen Moment hingearbeitet. Der Augenblick, an dem wir unser Kind gehen lassen können, an dem es auszieht, um in einer eigenen Wohnung, in einer WG oder in einem Wohnheim endlich auf eigenen Beinen zu stehen.

Den schwierigen Prozess des Loslassens haben wir geschafft, wenigstens teilweise. Unser Kind wohnt nun nicht mehr bei uns im Haus. Für Eltern bedeutet dies einen großen Schritt, auch einen Einschnitt in ihrem Leben, denn es ist nicht leicht, ein Kind, so wie wir hier alle eines haben, ziehen zu lassen.

Haben die vielen Jahre der Begleitung und Förderung, die das Elternhaus bis dahin geleistet hat, nun ein Ende? Sind die jungen Menschen jetzt tatsächlich so selbstständig, dass sie keine Unterstützung mehr brauchen?

Werden sie sich aus eigener Initiative heraus weiterentwickeln? Ihre Freizeit gestalten? Ihren Haushalt führen?

Freunde finden und Freundschaften pflegen? Probleme am Arbeitsplatz lösen? Genügend auf ihre Gesundheit achten?

Begleitung ist weiterhin notwendig

Sie merken es schon, die Antwort ist NEIN. Begleitung und Unterstützung sind weiterhin notwendig. Aber dafür ist ja gesorgt. Betreuer in Wohnheimen und Werkstätten übernehmen diese Aufgaben. Wohn-, Freizeit- und Arbeitsassistentinnen und -assistenten treten in das Leben unserer erwachsenen Kinder und nehmen das Ruder in die Hand. Sie sind extra dafür ausgebildet, werden dazu angestellt und dafür bezahlt. Sie werden die Begleiter und Helfer, die sich ab jetzt um unsere Töchter und Söhne kümmern.

Wie wunderbar! Denn das bedeutet für uns, dass ein „Frei sein“ wieder möglich ist. Wir haben unsere Freiheit wieder – nach so vielen Jahren! Wir Eltern können uns zurücklehnen und die Aufgaben anderen überlassen. Können wir das tatsächlich? Oder ist das zu einfach gedacht? Spielen also die Eltern nach wie vor eine Rolle? Und wenn ja, wie sieht diese aus? Was können wir, sollen wir, dürfen wir, möchten oder müssen wir übernehmen?

Und was sagen unsere erwachsenen Kinder selbst dazu? Möchten sie bei gewissen Dingen noch die Hilfe der Eltern annehmen? Möchten sie überhaupt, dass die Eltern sich noch „einmischen“, oder bedeutet

der Auszug von zu Hause auch für sie, „frei zu sein“ – frei von den Eltern zu sein?

Nun geht es bei Unterstützung und Begleitung um viel mehr als bloß darum, jemandem das Kochen beizubringen, ihm im Haushalt oder beim Einkaufen behilflich zu sein oder Wege mit öffentlichen Verkehrsmitteln mit ihm einzuüben. Das Vermitteln solch praktischer Alltagsfertigkeiten kann tatsächlich von Helfern und Betreuern übernommen werden.

Aber wenn uns etwas daran liegt, dass:

- Fertigkeiten wie Lesen und Schreiben, die unser Kind sich über viele Jahre hinweg mühsam angeeignet hat, nicht verloren gehen,
- unser Kind sich weiterentwickelt,
- es weiterhin seinen Hobbys und Freizeitbeschäftigungen nachgeht oder sich auch neue Hobbys sucht,
- es seine Freundschaften pflegt,
- unser Kind sich vernünftig und gesund ernährt, sich bewegt, sportlich betätigt,
- sein Recht auf Teilhabe am Leben in der Gesellschaft umgesetzt wird, damit ihm ein zufriedenes, erfülltes Leben gelingen kann.

Wenn wir darauf Wert legen und es als das richtige Lebensmodell für unser Kind anstreben, frage ich mich: Welcher Betreuer, welche Betreuerin ist dazu bereit? Ich bezweifle, dass sich Assistenten finden lassen, die das alles im Auge behalten und eine solch intensive Begleitung auch nur teilweise leisten können.

Wenn wir uns nicht auf professionelle Hilfen verlassen können, müssen wir uns dann selbst darum kümmern?

Oder gibt es ein vernünftiges Konzept, bei dem die Rollen so verteilt werden, dass alle zufrieden sein können und alle Beteiligten – die jungen Menschen, um die es geht, die Familien und die Fachkräfte – gemeinsam „das Leben bewältigen“?

Was wollen die jungen Menschen selbst?

Freilich kommt es genauso darauf an, was unsere Kinder selbst wollen. Einige mögen genug haben von der elterlichen Fürsorge und es bevorzugen, dass, wenn sie Hilfe brauchen, diese von anderen, von Fachkräften geleistet wird, vielleicht auch lieber von Geschwistern als von den Eltern.

Genauso wenig selbstverständlich ist es, dass das, was Eltern für ihr Leben gut finden, dem entspricht, was sie selbst möchten ... Weiterbildung? Freundschaften pflegen? Sinnvolle Freizeitbeschäftigung? Gesunde Ernährung? Sport?

Vielleicht möchten sie lieber gemütlich daheim auf dem Sofa sitzen, fernse-

hen, Chips essen und süße Getränke dazu ..., lieber passiv zu sein, statt sich aktiv zu betätigen.

Die Erfahrungen zeigen, dass genau das zu einem Problem werden kann. Es braucht jemanden, der sie von einem Leben als „Couch Potato“ rettet. Denn so ein Leben wäre auf Dauer schädlich, sowohl für die körperliche Gesundheit als auch für die Psyche. Es ist ein Muss, unsere Kinder davor zu bewahren. Und wer anderes als die Eltern wäre dafür zuständig? Oder handeln wir da übergriffig?

Die Rolle der Eltern und die Wohnsituation ihrer Kinder

Die Erfahrungen zeigen zum Glück auch, dass erwachsene Menschen mit Down-Syndrom in der Regel noch gerne mit ihren Eltern zusammen sind, gerne mit ihnen gemeinsam Dinge unternehmen und Eltern auch als Vorbild und als Ratgeber akzeptieren. Wahrscheinlich sind es also nach wie vor die Eltern, die ihnen am meisten Sicherheit bieten in einer für sie schwierigen und manchmal unverständlichen Welt. Wenn sie Hilfe benötigen, werden sie in der Regel zuerst bei den Eltern anklopfen und darauf vertrauen, dass diese parat stehen.

So bleibt es dabei, dass wir Eltern auch weiterhin eine (wichtige) Rolle spielen. Trotzdem kann diese sehr unterschiedlich ausfallen. Zieht die Tochter oder der Sohn aus, um in einer anthroposophischen Dorfgemeinschaft oder einem großen Wohnheim zu leben, wird sie oder er wieder Teil einer Familien-ähnlichen Gemeinschaft sein. Dort gibt es bestehende Strukturen, eventuell weniger Spielraum für individuelle Wünsche, aber es gibt dort Menschen, die sich um alles kümmern, so wie früher zu Hause die Eltern. Ein Input von den eigenen Eltern ist nicht mehr so notwendig, manchmal auch nicht erwünscht. Die häufig vorhandene örtliche Distanz erschwert einen Einsatz der Eltern zusätzlich. Das wiederum bedeutet gleichzeitig, dass Eltern tatsächlich wieder viel freier sind bei ihrer eigenen Lebensgestaltung.

Wenn der junge Mensch in eine kleine WG zieht, ein Modell, das in der Zukunft vielleicht die üblichste Wohnform sein wird für Menschen mit Down-Syndrom, ist dort auf jeden Fall immer Personal vorhanden. Einige Betreuer wechseln sich ab, regeln zusammen mit den Bewohnerinnen und Bewohnern den Alltag. Die WG der Zukunft wird auch eher zentral in einer Gemeinde liegen – nicht am Stadtrand oder irgendwo auf dem Land. So haben die jungen Menschen mehr Möglichkeiten, selbstbestimmt unterwegs zu sein. Die Bedürfnisse des

Einzelnen werden nicht denen der ganzen Gruppe untergeordnet, die Bewohnerinnen und Bewohner können ihre Hobbys weiterhin ausüben und sich im Rahmen ihrer Möglichkeiten frei bewegen. Ihre Individualität wird unterstützt.

Obwohl das WG-Personal einen großen Teil der Aufgaben der Eltern übernimmt, möchten sich manche Eltern verständlicherweise noch gerne einbringen, und im Idealfall kann es wirklich zu einer fruchtbaren und für alle zufriedenstellenden Zusammenarbeit zwischen Betreuern, Eltern und den Personen, um die es geht, kommen.

Beispielsweise kümmern Eltern sich nach wie vor um eventuelle Arztbesuche oder um finanzielle Themen. Die jungen Menschen können Wochenenden bei den Eltern verbringen, wenn sie das möchten. Urlaub kann, muss aber nicht mit der Gruppe gemacht werden.

So nehmen Eltern weiterhin teil am Leben ihrer Kinder, sind bei manchen Dingen noch aktiv gefragt und können doch andererseits viel Alltagskram abgeben. Das bedeutet für sie, wieder mehr Zeit für sich selbst zu haben.

Was ist nun, wenn der junge Mensch so selbstständig ist, dass er allein in einer eigenen Wohnung leben möchte und das mit einer Anzahl Stunden Wohnassistenz auch schafft? Braucht er oder sie dann noch Hilfe von den Eltern? Eigenartigerweise genau dann scheint ein regelmäßiger elterlicher Einsatz notwendig zu sein.

Das klingt fast paradox. Aber wenn jemand mitten in der Gesellschaft lebt, eigenverantwortlich und selbstständig in einer Wohnung, wird er auch mit dem alltäglichen Kleinkram konfrontiert, muss er sich um all das kümmern, womit sich jeder herumschlagen muss: „Hilfe, es läuft Wasser aus der Spülmaschine!“ Die Glühbirne ist kaputt, Telefonwerbung, die Zeugen Jehovas an der Tür, die Tageszeitung ist nicht im Briefkasten, das Päckchen für die Tante muss ordentlich eingepackt, richtig frankiert und zur Post gebracht werden, das Internet funktioniert nicht, der Nachbar macht Krach in der Nacht, Post von der Krankenkasse, vom Bezirk, von der Rentenanstalt, Betriebskosten-Abrechnung, Wasseruhren werden ausgetauscht, Mieterversammlung, krank zu Hause ...

Oft sind es Dinge, die sofort erledigt werden müssen. Warten bis die Wohnassistenz kommt, geht nicht, die kommt ja nur zweimal in der Woche. Auftauchende Probleme richten sich nicht nach dem Stundenplan eines Assistenten. Also werden die Eltern angerufen und Hilfe per Telefon ge-

leistet oder ein persönlicher Einsatz ist notwendig. Und das kommt in meinem Fall tatsächlich regelmäßig vor.

Die Stunden, die ich mit meiner erwachsenen Tochter verbringe, weil meine Hilfe oder mein Rat gefragt ist, sind für mich jedoch sinnvoll investierte Zeit. Das sind keine verlorenen Stunden und ich empfinde das nicht als „Last“. Manchmal lästig, manches ziemlich nervig und ich behalte mir vor, auch mal zu sagen: Das geht jetzt nicht, ich habe keine Zeit, du musst selbst klar kommen oder jemanden anderen organisieren. Das Problem muss warten.

Das Gute ist, die Hilferufe werden weniger. Denn bei jeder dieser Hilfe-Aktionen lernt meine Tochter dazu. Das nächste Mal weiß sie, wo sie anrufen muss, wenn die Zeitung nicht da ist; sie lässt keine Zeugen Jehovas mehr in ihre Wohnung; sie weiß jetzt, wie man Werbung am Telefon sofort abwimmelt. Post von Ämtern? Die kann schon einige Tage warten bis zum festen wöchentlichen Besprechungstermin. Aber tatsächlich: Eine kaputte Spülmaschine darf nicht mehr benutzt und das Problem muss so schnell wie möglich behoben werden.

Obwohl Unterstützung von Eltern, Geschwistern, deren Freunden oder Freundinnen immer wieder notwendig sein wird, bekommt der junge Mensch auf diese Art doch die Chance, ein Leben so selbstständig wie möglich zu führen und am Leben in der Gesellschaft teilzuhaben. So gut wie das eben geht. Dies trägt entscheidend zu seinem Wohlbefinden und einem positiven Selbstwertgefühl bei.

Ich sollte nicht vergessen zu erwähnen, dass es viel mehr Stunden gibt, in denen meine Tochter mich nicht braucht, in denen ich „mein“ Leben leben kann und frei bin, meinen Alltag zu gestalten.

Lebensauftrag statt Last

Um noch einmal auf meine Anfangssorgen zurückzukommen: Gleich nach der Diagnose Down-Syndrom befürchtete ich: ... ein Leben lang eine Last tragen zu müssen, nie mehr unbekümmert, nie mehr „frei“ zu sein. Die Last von damals sehe ich heute als eine ganz spezielle Verantwortung in meinem Leben, eine besondere Aufgabe, die ich auf meinen Lebensweg mitbekommen habe, eine Art Lebensauftrag. Von Last mag ich nicht mehr sprechen.

Und was ist mit meiner Freiheit? Bedeutet es, dass ich, wenn ich noch viel Zeit in mein Kind investieren muss, nicht frei bin? Fühle ich mich dann „unfrei“? Für mich persönlich gilt das nicht, ich fühle mich deswegen nicht unfrei. Ich schaffe es, in meinem Leben beides – die Begleitung meiner Tochter

und mein eigenes Leben – unter einen Hut zu bringen. Meine anfänglichen Befürchtungen haben sich nicht bewahrheitet.

Und doch: So ganz unbekümmert bin ich nicht. Ein Teil meiner Gedanken ist stets bei meinen Kindern, auch bei der Tochter ohne Down-Syndrom. Dass sich Eltern Gedanken, Sorgen machen um ihre Kinder ist normal. Kümmern muss ich mich mal mehr, mal weniger um die eine oder um die andere Tochter. Es ist illusorisch anzunehmen, Eltern könnten davon völlig frei sein. Elterliche Präsenz hört niemals auf. Und das ist auch etwas Schönes.

Wie weit wir Eltern uns noch einbringen, wie groß die Rolle ist, die wir im Leben unserer erwachsenen Kinder spielen, wird immer individuell unterschiedlich sein. Jeder Mensch mit Down-Syndrom, jede Familie „tickt“ anders. Lebenssituationen sind ganz unterschiedlich. Es gibt weder richtig noch falsch. Klar ist, dass es keine Patentlösung gibt, die für alle gilt, dass es nur um individuelle Lösungen gehen kann. Und eine Lösung, die im Augenblick passend ist, muss in einigen Jahren vielleicht neu überdacht werden, weil sich die Lebenssituation oder die Rahmenbedingungen geändert haben. Flexibilität bleibt wichtig.

Im Vordergrund sollte immer stehen, dass unsere Töchter und Söhne ein zufriedenes, erfülltes und gesundes Leben leben können, mit genau so viel an Unterstützung, wie sie brauchen. Und diese kann von Eltern, Familien und Fachkräften gemeinsam geleistet werden.

Darüber sind wir bei der Tagung ins Gespräch gekommen.

Spielen wir noch eine Rolle im Leben unserer erwachsenen Kinder mit Down-Syndrom? Wenn nein, wer übernimmt dann diese Rolle? Wenn ja, wie kann die Rolle aussehen? Dazu habe ich in den letzten Monaten immer wieder Eltern nach ihrer Meinung gefragt. Einige Statements möchte ich hier zum Schluss dieses Beitrags wiedergeben. Es gibt unterschiedliche Lösungen und Ansätze und es bleiben auch viele offene Fragen.

„Eltern haben schlicht und einfach das Recht darauf, nach 25 Jahren intensiver Betreuung/Förderung endlich wieder frei zu sein! Und ganz ehrlich, ich habe genug vom Down-Syndrom!“

„Ich sehe es als meine Pflicht, meine Aufgabe an, mein Kind so lange ich kann in seinem Leben zu begleiten. Und ich möchte gerne in das weitere Leben meines Kindes involviert sein. Bei gewissen

Dingen, wie zum Beispiel gesundheitlichen oder finanziellen Fragen, will ich unbedingt mitreden.“

„Wir haben unser Kind zur größtmöglichen Selbstständigkeit erzogen. Damit ist unser Erziehungsauftrag abgeschlossen. Für die weitere Begleitung und Betreuung können bezahlte Kräfte aufgenommen. Wir Eltern haben das einfach abgegeben und können damit gut leben.“

„Eltern wissen am besten, was gut für ihr Kind ist. Betreuern traue ich das nicht unbedingt zu. Außerdem ist da ein ständiger Wechsel.“

„Es ist ein Unterschied, ob mein Kind in einem Wohnheim, in einer Dorfgemeinschaft oder in einer eigenen Wohnung wohnt. Ausgerechnet diejenigen, die selbstständig wohnen, brauchen beim Leben in der Gesellschaft relativ viel Unterstützung von den Eltern.“

„Ich stehe auch meinen anderen Kindern mit Rat und Tat zur Seite, wenn nötig und erwünscht. Wieso sollte das nicht für mein Kind mit Down-Syndrom gelten?“

„Mein Kind soll selbst bestimmen, welche Rolle die Eltern in seinem Leben noch spielen sollen. Ich bin da, wenn ich gebraucht werde.“

„Unser Sohn (35 J.) lebt noch bei uns. Manchmal werden wir darauf angesprochen, fast schon vorwurfsvoll: Was? Und ihr macht noch alles für ihn? Was ist, wenn ihr mal nicht mehr könnt? Er muss doch dringend aus dem Haus! Dabei sind wir alle mit der Situation glücklich. Es fühlt sich momentan genau ‚richtig‘ an.“

„Wir müssen zwar rund um die Uhr für unser Kind da sein, dennoch fühlen wir uns nicht unfrei! Freiheit bedeutet wohl für jeden von uns etwas anderes.“

„Es ist uns klar, dass wir unsere Kinder nicht einfach so ganz loslassen können. Und sind sie noch so selbstständig, sie werden bei vielen Dingen in ihrem Leben Unterstützung brauchen. Manchmal genügt eine kleine Anleitung, manchmal braucht es einen ‚Schubser‘, um mit etwas in Gang zu kommen, manchmal aber wird auch eine intensive Begleitung notwendig sein.“

„Die richtige Balance zu finden, unseren Einsatz als Eltern richtig zu dosieren, nicht zu wenig, nicht zu viel, ist schwierig, und häufig haben wir ein schlechtes Gewissen, dass wir den goldenen Mittelweg nicht finden.“

„Ich möchte gerne noch viel für mein Kind tun. Aber der Gedanke, wer meine Rolle übernimmt, wenn ich nicht mehr kann, bereitet mir Sorgen. Wir arbeiten daran, ein Netzwerk aufzubauen von nahestehenden Personen, die diese Aufgabe übernehmen können.“ ■



Foto-Impressionen
von der Kreativ-Tagung:
Eltern (Bilder oben)
und Referent*innen (unten)
im Austausch

30 Jahre Elternselbsthilfe für Menschen mit Down-Syndrom

Wir feiern in diesem Jahr unseren 30. Geburtstag und freuen uns sehr auf ein **Familien-Sommerfest am Samstag, 23. Juni!**

1988 beschlossen einige Eltern in Franken, die „Selbsthilfegruppe für Menschen mit Down-Syndrom und ihre Freunde e.V.“ ins Leben zu rufen. Zehn Jahre später folgte dann ein nächster mutiger Schritt mit der Gründung des Deutschen Down-Syndrom InfoCenters, das sich bis heute aktiv durch Beratung und Informationsweitergabe für Familien deutschlandweit einsetzt.

Vieles ist in den vergangenen 30 Jahren gewachsen – Themen, Aufgaben und Herausforderungen, Öffentlichkeitsarbeit, Kontakte und Vernetzung mit zahlreichen DS-Vereinen im In- und Ausland.

Wir sind glücklich und dankbar über die 30 Jahre Engagement für Kinder, Jugendliche und Erwachsene mit Trisomie 21 und ihre Angehörigen. Hätten wir drei Wünsche frei, die in Erfüllung gehen sollten, wären es diese drei:

- Ein herzliches Willkommen für jedes Kind mit Down-Syndrom!
- Eine gute medizinische Versorgung für alle, vor allem für Erwachsene!
- Mehr Miteinander unter Menschen – unabhängig von der Chromosomenzahl – in Kindergärten, Schulen, an Arbeitsplätzen, in der Freizeit und an den Wohnorten!

Dafür setzen wir uns weiterhin ein.